

Zur Psychologie des religiösen Menschen

Von HUBERT THURN S. J.

In allen Bereichen des menschlichen Lebens finden wir Unterschiede und Gegensätze. Es kann deshalb nicht wundernehmen, daß auch das religiöse Leben, die religiösen Auffassungen und Richtungen von Gegensatz und Unterschied gekennzeichnet sind.

Eduard Spranger spricht in den „Lebensformen“ von einem religiösen Typus, dessen Eigenart durch einen gewissen „Universalismus“ charakterisiert wird. Während die übrigen Lebensformen, wie etwa die des ästhetischen, politischen, ökonomischen, theoretischen Menschen, eine ausschnithafte Einstellung oder Richtung des Seelischen kennzeichnet, ist der religiöse Mensch auf das „All“, die Gesamtheit der Welt ausgerichtet, und zwar so, daß der gesamte Mensch in der Einstellung mitspricht, nicht etwa nur oder vorwiegend ein Teil, wie etwa die theoretische oder praktische Vernunft. Alles und jedes ist für den „religiösen“ Menschen Hinweis auf Hintergründe des Daseins. In diesem Sinne wird mit Recht von der „Transzendenz“ seiner Erlebnisse und Interessen gesprochen: der Vordergrund der Weltbühne wird mit einer gewissen Gelassenheit durchschritten, während die Hintergründe, damit aber auch die Verflochtenheit der Erscheinungen mit eben diesen lebendigen Kräften — denn nur um solche kann es sich handeln —, vorwiegend Gegenstand des Erkennens und Strebens, Ursache der Stimmungen und der lebendigen Ergriffenheit werden.

In dieser Betrachtungsweise religiöser Eigenart liegt eine gewisse Schwierigkeit. Man spricht mit Recht davon, daß die menschliche Seele von Natur aus christlich sei. Man will damit sagen, daß auch der natürliche Mensch schon einen Instinkt besitzt für die Wahrheiten des Christentums. Ebenso läßt sich aber behaupten, daß die menschliche Seele von Natur aus religiös sei; denn es müßte merkwürdig zugehen, wenn nicht nach Art einer Anlage ein religiöser Drang einem jeden Menschen mitgegeben wäre, da doch jede Menschenseele aus der Schöpferhand Gottes hervorgeht und so im wesentlichen sinnvoll ist. Sie wäre aber sinnwidrig zu nennen, wenn ihr der Drang, das Dasein zu ordnen, eben den Sinn in ihm zu erkennen, nicht eigentlich wäre. Die Frage nach dem Sinn des Geschehens im allgemeinen, wie im besonderen die nach dem Sinn des eigenen Schicksals, ist aber die Grundfrage religiösen Anliegens.

Es ist deshalb eine heikle Sache, von einem religiösen Typus innerhalb einer psychologischen Kategorienlehre zu sprechen. Es gewinnt leicht den Anschein, als handle es sich bei der religiösen Ausrichtung oder einem eben solchen urtümlichen Drang um eine psychologische Gegebenheit, die nicht nur in mehr oder minder großem Ausmaß vorhanden sein könne — das wäre etwas, das nicht nur denkmöglich wäre, sondern auch der Erfahrung zu entsprechen scheint —, vielmehr ebenso vorhanden sein könnte wie nicht. Z. B.

ist die ästhetische Begabung eine solche, die dasein oder auch fehlen kann. So ist es mit der religiösen Veranlagung eben nicht. Sie ist immer da — sie kann zu gewissen Zeiten, etwa in der Jugend, weniger deutlich spürbar sein; sie kann überlagert werden in Zeiten außergewöhnlicher Belastung — wie der gegenwärtigen —, aber sie wird immer wieder durchbrechen und ihre Rechte fordern. Kein Mensch kann in aller Zufriedenheit in der Sinnlosigkeit verharren. Jeder trägt den Drang in sich, trotz widerstreitender Gegebenheiten Sinn und Zweck der großen und kleinen Welt, des eigenen Lebens zu ergründen.

Wir folgern daraus, daß es jedem Menschen eigentümlich ist, hinter die nächsten Vordergründe des Lebens zu schauen, seine tragenden Gründe zu erkennen und mit ihnen möglicherweise in Beziehung zu treten. Freilich kann die Erziehung, wie überhaupt der Umwelteinfluß, diese Anlage, diese natürliche Gegebenheit fördern oder hemmen, pflegen und entwickeln oder verkümmern lassen. Ausrotten läßt sie sich jedoch nie.

Deshalb scheint es richtiger zu sein, nicht von einem Typus des religiösen Menschen zu sprechen, als vielmehr von „Stilen“, von Spielarten seiner Verwirklichung. Der gleiche Grunddrang nimmt verschiedene Formen an infolge der Durchdringung (Integration) von und mit anderen Gegebenheiten anlagemäßiger Besonderung.

Würde dieser Gedankengang öfter durchdacht werden, so würde manches „Ärgernis“ im Gemeinschaftsleben vermieden werden können. Es würde sich die Ansicht Bahn brechen, daß sich ein und derselbe Drang — der nach dem Sinn des Geschehens im Großen und Kleinen — in verschiedenem Gewande darstellen kann. Man würde nicht an Besonderungen hängen bleiben und diese für „die“ Form des „religiösen Menschen“ erklären.

Im folgenden soll dieser Gedanke, der aus längerem Studium konkreter Religiosität erwuchs, einmal durchdacht werden. Es ist das Anliegen, Stile des religiösen Lebens aufzufinden und sie in ihrer Eigentümlichkeit zu beleuchten.

Drei Stilarthen lassen sich mühelos auseinanderlegen, heraussondern aus der Fülle religiöser Eigenarten: die des ethischen, des praktischen, des Erlebnismenschen.

Der **ethische Mensch**: Er ist ein Mensch, der starr grundsätzlich ist und denkt. Seine Anpassungsfähigkeit an die Gegebenheiten des wechselnden Lebens ist gering. Die Welt wird zurechtgeschnitten nach Prinzipien, Grundsätzen, die zugleichfordernd und ausschnitthaft sind. Der Ethiker tritt den Menschen stets mit Forderungen gegenüber: er kann sie nicht nach ihrem eigenen Geschmack, nach ihren eigenen Überzeugungen leben lassen. Er nimmt sie nicht, wie sie sind, sondern will sie, wie sie nach seinen eigenen Auffassungen und Grundsätzen sein sollen. Da er sich selbst gegenüber meist mit Härte und Entschiedenheit zu fordern geneigt ist — obwohl die Taten gelegentlich hinter den Vorsätzen zurückbleiben mögen —, ist er ebenso un-

erbittlich den Mitmenschen gegenüber. Sie sind Gegenstand seiner Kritik — ob und wieweit sie seinen Auffassungen entsprechen. Die Grundsätze sind aber zugleich ausschnitthaft (selektiv) in Rücksicht auf die zu verwirklichen- den menschlichen Werte, also auf die konkreten Gegebenheiten des Daseins. Werte sind für ihn ausschließlich solche des Wollens. Was man gewollt und dann erreicht hat, das ist der wahre Menschenwert. Erinnert sei hier an Kant, dem die Philosophie so viel zu taugen schien, als sie das Ergebnis von „Arbeit“ sei. Was anstrengt, ist allein echte Denkleistung und voraussicht- lich wahr.

Die Starrheit und Grundsätzlichkeit erwächst meist einem dürftigen Ge- fühl- und Gemütsgrund: Fülle ist dem ethischen Menschen nicht eigen. Fer- ner fehlt ihm neben dem Erlebnisreichtum die Aufgeschlossenheit der Ge- fühlsansprechbarkeit: er ist unzugänglich, abgespalten, „zugeknöpft“. Er wirkt ausgesprochen kalt und wenig sozial. Die Gemeinschaft wird für ihn leicht eine geregelte Gemeinsamkeit von Menschen, die die gleichen Grund- sätze vertreten.

Übrigens muß hier eine eigenartige Mischung der bislang entwickelten Zusammenhänge mit einer unterschweligen Reizbarkeit und Neigung zu Ver- stimmung und Depression erwähnt werden. Nicht immer sind diese Verflech- tungen gegeben, aber doch so oft, daß sie das Bild des Ethikers beeinflussen können. Diese Verstimmung oder Niedergeschlagenheit erwächst dann einem unfesten, unsicheren Lebensgrund. Die Starrheit und Grundsätzlichkeit kann man sich in diesem Fall als eine Schutzfunktion denken: der unsichere Lebens- grund wird durch den Verstand verfestigt, man spricht von einer rationalen Kompensation, einem geistigen Ausgleich.

Die Religiosität des ethischen Menschen läßt sich aus dem bisher Gesagten leicht erschließen: sie ist eine grundsätzliche, starre. Der Drang nach dem Sinn des Daseins wird zu einem Drang nach Kategorien des Willens, nach Grundsätzen, Regeln und Gesetzen. Die Ordnung des Lebens wird zu einer — oftmals gewalttätigen — Verregelung des Lebens, infolge derer alles seine Stelle, alles sein Gewicht und seine Note trägt. An diesem System von „kate- gorischen Imperativen“ hängt nun das Wohl und Wehe, hier verstanden als das Wohl- und Übelbefinden, der Person des Ethikers. Er wird übrigens leicht an Menschen und Einrichtungen irre, wird mißtrauisch, „strengh“, hart. Man denkt hier unwillkürlich an manche Häretiker, Eiferer, die jeden Sinn für Maß und Fülle vermissen lassen und ihren „Überzeugungen“ verhaftet sind, die sich leicht zu Verbohrtheiten und Fanatismen auswachsen.

Läßt man die wesentlichen Punkte, Starrheit und Grundsätzlichkeit, in einer gewissen Mitte, streicht man also die Überbetontheit, die hier der Ver- deutlichung wegen geboten schien, dann ergibt sich der Mensch einer ge- wissen Bürokratisierung des Religiösen. Es fehlt einem solchen Menschen die Weite, die Wärme, das Mitgefühl. Der Horizont ist recht eng. Der Sinn des Lebens wird einseitig in einer Selbstvervollkommenung gesehen. Erfahrungs- gemäß findet sich diese typische Art oft bei Jugendlichen als Durchgangs-

stadium: eine Verlagerung des Schwerpunktes der Aufmerksamkeit auf die eigene Person, ihr Vorankommen, ihr Wachstum.

Die Werte und Unwerte einer solchen Religiosität liegen auf der Hand. Werte sind die Unerbittlichkeit und Folgerichtigkeit des Strebens, der Ernst und die Entschiedenheit der ethischen Forderungen. Ferner eine Neigung, andere zu beeinflussen, ihnen Anweisungen zu geben für eine Ordnung und Regelung des Lebens. Die Religiosität hat einen Charakter der Verfestigung und Klärung des Daseins. Freilich liegt in alledem schon der Ansatz zu Fehlleistungen und Fehldeutungen. Das Gesetz der Liebe, diese fundamentale Forderung der christlichen Vollkommenheit, kommt leicht zu kurz. Der Grund der ethischen Haltung ist eben nicht auf Hingabe, sondern auf Selbstbewahrung gestellt. Es dürfte einleuchten, daß eine solche Haltung leicht zu Widerspruch Anlaß gibt, auch zu Mißverständnis und Verkennung führen kann. Ebenso wird aber einsichtig, daß sich ein solcher Mensch im allgemeinen großer Wertschätzung erfreuen wird — seiner Zuverlässigkeit und Biederkeit wegen.

Fassen wir das Ganze zusammen, so läßt sich sagen, daß die Religiosität des Ethikers durch die Charaktereigentümlichkeiten der Starrheit und Grundsätzlichkeit bestimmt wird. Werte dieser Art Religiosität sind die Ordnung und Sauberkeit der Lebensführung, die gleichsinnige Wirkung auf die Umwelt. Fehler sind die Unerbittlichkeit und Härte, die leicht abstoßen und verbittern. Ferner das Unvermögen, anderes neben sich stehen und gelten zu lassen. Die Welt des Ethikers ist einfach trotz mancher Konflikte, aber sie ist auch in die Gefahr gestellt, die Fülle des Wirklichen zu übersehen oder in unstatthafter Weise einzuziehen.

Der praktische Mensch: Diese Art Menschen hat unbedingt etwas Bestechendes. Die Vernünftigkeit im Sinne eines Freiseins von Verkrampfung und Übersteigerungen, die soziale Aufgeschlossenheit und der natürliche Umweltkontakt mit seinem „Leben und Lebenlassen“ — das ja keineswegs religiöse und ethische Indifferenz sein muß, wohl aber Verständnis für fremde Not, auch seelische Not, Unvermögen und Versagen sein kann —, die Anpassungsfähigkeit und der Sinn für menschliche Verschiedenartigkeit sind zweifellos hohe Werte.

Der Starrheit des vorhin gezeichneten ethischen Menschen steht hier Anpassungsfähigkeit und nüchternes Rechnen mit den Fehlern und Schwächen — den eigenen wie auch denen des anderen Menschen — gegenüber. Die Welt des Religiösen ist dem Praktiker — zumal wenn er in einer solchen Umwelt aufwuchs — etwas so Natürliches und Selbstverständliches wie alle anderen Alltagsgegebenheiten: der Sinn des Lebens, das in seinem Wechsel, seinem Hoch und Tief für ihn etwas Gegebenes ist, mit dem man zu rechnen hat, das „einfach“ da ist, ist kein Problem für ihn, wie Probleme überhaupt, wenn sie einmal auftauchen, schnell bereinigt werden. Die Religiosität hat hier den Charakter des Problemlos-Tatsächlichen. Selbst größere Erschütterungen der Seele, wie auch Verdunkelungen des Lebensweges lassen Grund-

tatsachen des religiösen Lebens vielfach unangetastet, wie z. B. die Existenz Gottes, seine Vorsehung usf. Dabei ist gemüthafte Herabgestimmtheit keineswegs etwas Seltenes, braucht es wenigstens nicht zu sein. Aber entscheidend ist, daß das Radikale, Harte, Nachdrückliche hier völlig fehlt, deshalb auch das Verbohrte, Aufbegehrende oder auch Kalte und Verregelte. Der Praktiker hat eine natürliche Beziehung zum Gesetz der Liebe. Er versteht, daß es Menschen anderer Art gibt, denen man gerecht wird, indem man sich ihnen anpaßt; er tut natürlicherweise etwas, von dem ihm bekannt ist, oder von dem er sich sagt, daß es nützlich ist. Religion ordnet sich für ihn in das praktische Leben ein als ein Wert der Vernünftigkeit, der Gepflogenheit, der Gemütsbedürfnisse, der Tradition. Namentlich das letzte — man könnte es umschreiben als Sinn für das „man“ — wiegt bei ihm viel. „Man“ tut das so, „man“ fügt sich hier den Bräuchen und Einrichtungen, „man“ betet, „man“ hat zu gewissen Zeiten seine Verpflichtungen religiöser Art zu erfüllen usf. In der Gemeinschaft kann die Problemlosigkeit, das Vermeiden eines jeglichen „Entweder-Oder“ sehr angenehm wirken; während der Grundsätzliche leicht auf großen und seiner Einstellung entsprechenden, unnachsichtigen Widerstand stößt, nimmt man am Gebaren des Lebenspraktikers keinen Anstoß. Man läßt ihn seine Wege gehen und vergilt ihm auf diese Weise seine Weite und Anpassungswilligkeit.

Zusammenfassend kann man sagen: die Religiosität des Lebenspraktischen ist von Plastizität im Gegensatz zur Starre des Grundsätzlichen, von Anpassungsfähigkeit und -willigkeit im Gegensatz zur Grundsätzlichkeit des Ethikers, von Umweltkontakt und leichter Einfügbarkeit im Gegensatz zur Eckigkeit, betonten Eigengesetzlichkeit des erstgenannten Typus, von Problemlosigkeit und einer gewissen Tradition gebundenheit sowie Gemütsbetontheit im Gegensatz zur Eigenwilligkeit, schließlich der Konfliktsgeneigtheit des Stiles des Grundsätzlichen gekennzeichnet.

Der Erlebnismensch: Seitdem Girgensohn und Gruehn ihre experimentellen Untersuchungen über das religiöse Erlebnis veröffentlicht haben, ist eine gewisse Belastung des Religiösen durch vorwiegende Gefühlsbestimmung aller religiösen Erscheinungen feststellbar. Es mußte auf Grund der Protokolle der Eindruck entstehen, daß religiöse Vorgänge nahezu ausschließlich vom Gefühlsgesetz her zu verstehen seien. Das ist jedoch, wie die Erfahrung lehrt, keineswegs in dem Umfang zutreffend, wie es hier den Anschein erwecken könnte. In den bereits umschriebenen Typenbildern war das Gefühl, besonders im Fall des Grundsätzlichen, keineswegs vorherrschend. Die Untersuchungen sind jedoch für den Erlebnismenschen sehr aufschlußreich. Richtig ist es, daß der ganze Reichtum der Gefühle, wie auch alle Abstufungen der Stärke im religiösen Leben des Erlebnismenschen ihre Stelle haben. Will man ein Typenbild zur Veranschaulichung und Verdeutlichung heranziehen, so läßt sich am ehesten der Vollintegrierte von E. R. Jaensch nennen. Freilich stört in diesem Bild die eindeutig extravertierte (nach außen gerichtete) Haltung. Der Erlebnismensch kann jedoch auch introvertiert (nach innen ge-

richtet) sein oder zum mindesten auf Grund großer Feinfühligkeit und Unbeständigkeit zwischen beiden Umwelthaltungen schwanken.

Bezeichnend für den Erlebnismenschen ist das starke und fast unentwegte Mitschwingen des Gefühls. Umstände geringfügiger Art sind schon geeignet, größere Schwankungen und Veränderungen des gesamten Menschen herbeizuführen. Verdichtungen im Sinne eines Anwachsens gleichsinniger Eindrücke zu erheblicher Wucht und Eindringlichkeit finden sich oft. Phasen von stark gegensätzlicher Färbung des Sichfühllens, darüber hinaus der Bewertung der Welt im Großen und Kleinen wechseln ohne besondere äußere Gründe schnell miteinander ab. Die amerikanische Literatur, soweit sie Konversionen und sonstige religiöse Erlebnisse betrifft, ist gefüllt von Beschreibungen solcher Entwicklungen, die allerdings oft den Rand des Abnormen streifen. Versuchen wir die psychologische Aufgliederung der maßgeblichen Faktoren psychischer Eigenart des Erlebnismenschen, so stehen an der Spitze Feinfühligkeit und Aufwühlbarkeit, die meist gewisse künstlerische Grundhaltungen durchscheinen lassen. Dem Künstler ist im besonderen Maße die Fähigkeit gegeben, zu fühlen und zu spüren, was anderen entgeht: das ist seine Feinfühligkeit. Aber die „Anmutungen“ haben weiterhin die Eigenart, in die Tiefe zu strahlen, also die Gründe des Menschen, seine Überzeugungen und Lebenserfahrungen, seine Einstellungen und Wertungen anzugreifen, fragwürdig erscheinen zu lassen, sie zu verändern. Lersch spricht einmal von einem Verzehrtwerden im eigenen Feuer. Das religiöse Leben des Erlebnismenschen hat weiterhin Innigkeit: Mystiker berichten in einer für den Durchschnittsmenschen völlig unverständlichen und mißverständlichen Weise von der Intensität ihrer religiösen Erlebnisse. Dem psychologischen Blick des Kenners offenbaren sich diese Begebnisse und Erlebnisse als durchaus natürlich echt, zum Gesamt des Menschen passend. Der Erlebnismensch steht schließlich zum Sinn seines Lebens in einer eigenartigen, dem Ethiker wie dem Lebenspraktischen völlig entgegengesetzten Weise: bei ihm geht es nicht um Ordnung als Regelung des Verstandes, der befiehlt: „es muß eben sein“, auch nicht um traditionsgebundene, einfach vorhandene Tatsächlichkeiten; er erlebt vielmehr auf Grund der starken Veränderlichkeit seines Sichfühllens die Fragwürdigkeit, den Wechsel, das Unbestimmte — die Philosophie spricht von der „Kontingenz“ —, das Kreatürliche des Seins. Es kann so sein, daß der Sinn des Daseins deutlich in der Geborgenheit Gottes gefühlt wird: da schweigt alles Fragen, alles Bedrängt- und Versuchtsein. Es kann aber auch sein, daß das Gefühl der Verworfenheit oder eine düstere Weltuntergangsstimmung das gesamte Innere erfüllt und vergiftet. Dann ist das Dasein eine Last, und sein Sinn erscheint wie ausgeföscht. Die Stellung des religiösen Erlebnismenschen in der Welt ist naturgemäß sehr schwierig: einmal verwehrt ihm das starke gefühlsmäßige Mitschwingen das schlichte und vorurteilslose Mitgehen im praktischen Leben. Hier kommt er leicht zu kurz, verpaßt den „Anschluß“. Ferner isoliert ihn die angestrengte Beschäftigung mit sich selber, wenigstens ist sein Leben hierin starken Schwankungen unter-

worfen. Aber auch das theoretische Durchdringen religiöser Tatsachen und Zusammenhänge ist nicht ohne weiteres seine Sache. Bald tut das Gefühl nicht mit, bald sperrt es sich gegen Komplexe, die ihm nicht erfahrungsmäßig gegeben sind; weiterhin liegt ihm das diskursive, überlegende Unterscheiden naturgemäß wenig. Wert und Unwert sind auch hier leicht zu erkennen. Wertvoll sind ohne Zweifel das gesamt menschliche Angemutet- und Angerührt werden, die Tiefe und Wucht des Erlebens, der Wechsel der Stimmungen und Phasen als ein Ausdruck der eigentlich-menschlichen Situation, das Ernstnehmen und Offensein, das Erlebnis der Kleinheit, Schwäche und Hinfälligkeit des kreatürlichen Seins. Aber hier liegen zugleich die Grenze und der Ansatz zum Versagen. Der Erlebnismensch ist kein Ethiker: es ist eine Erfahrungstatsache, daß erlebnisbetonte Menschen die gerade und feste Linie des Lebens häufig vermissen lassen. Ihr Weg verläuft vielfach in Zickzackkurven: was sie heute anbeten, können sie morgen verbrennen. Die klassische Ausprägung einer solchen religiösen Erlebnisbetontheit findet man etwa bei André Gide, der innerhalb weniger Monate von begeisterter Verehrung für die Kirche und den offenbarenden Gott zu bitterer Anklage, pamphletistischer Ironie und Verhöhnung des Angebeten gelangt. Das Leben des religiösen Erlebnismenschen ist oftmals eine wenig empfehlende Spiegelung seiner Erlebnisse, seiner Gedanken und Worte. Der Zwiespalt zwischen Wollen und Können klafft besonders nachdrücklich und eindrücklich. Das In-die-Sterne-Greifen schließt das „Waten durch die Gosse“ nicht aus. Mauriac spricht einmal von den Dämmen, die immer wieder gegen die andringenden Schlammfluten aufgerichtet werden müssen, die aber immer wieder eingerissen werden, so daß alle Mühe vergeblich zu sein scheint. Der religiöse Erlebnismensch ist deshalb eine recht problematische Natur: die Erlebnisse führen ihn weit über sich hinaus, aber die Welt der Tatsachen reißt ihn herab und läßt ihn das Versagen um so schwerer spüren.

Will man die aufgezeigten Typen mit wenigen Worten charakterisieren, so würde dem ethischen Menschen Gleichmaß und Regelmaß, aber auch Enge und gefühls-(erlebnis)-mäßige Dürftigkeit, dem Erlebnismenschen Fülle und Fruchtbarkeit, aber auch Unfolgerichtigkeit und mangelndes Gleichmaß, dem praktischen Menschen Wirklichkeitssinn und Umweltverbundenheit, aber auch Mittelmaß und Alltäglichkeit zuzuschreiben sein. Werte und Unwerte sind also geteilt und gemischt, ja ihr Verhältnis erscheint als in gewisser Weise notwendig.

Hier fügt sich eine Überlegung völkerpsychologischer Art mühelos an: der Ethiker ist die Stilform des nördlichen, der Erlebnismensch die des südländlichen Menschen. Der Gegensatz beider wird immer wieder spürbar: der Norden in der Verhaftung an Regel und Gesetz, an Ethos und „Pflicht“, an „Sicherheit“ und Tat, aber auch an Langweiligkeit und Schablonenhaftigkeit steht dem Südländer fremd gegenüber; denn dieser ist von Gefühlsüberschwang und Erlebnisreichtum, von Ungezwungenheit und Ungebundenheit, von Fülle und Weite, von „Wort“ und Leben gekennzeichnet. Der Nord-

länder verlangt etwa von Männern der Frömmigkeit eine Lebenshaltung oder besser noch eine durchgängige Art des Verhaltens, die „mustergültig“, also von Regelmaß und Gleichmaß bestimmt ist, und er fühlt sich berechtigt, Anstoß zu nehmen, wenn die Leichtigkeit der Worte und die impulsiv fließenden, beseelten Gebärden Würde und Maß vermissen lassen und Knicke und Sprünge der Lebensführung offenkundig werden. Hier neigt der Nordländer zu einem unberechtigten, unduldsamen, pharisäischen Absolutsetzen seiner Eigenart, während das vom Südländer viel weniger gesagt werden kann, obwohl auch er Grund hätte, an der Steifheit und Schwerfälligkeit, dem pharisäischen Dunkel und der engen Kleinbürgerlichkeit des Nordens einigermaßen Ärgernis zu nehmen. Man sollte nicht übersehen, daß sich Fülle und Erlebnisreichtum nicht leicht mit Stetigkeit und Regelmaß, Grundsätzlichkeit und Starre nicht gerne mit Feinfühligkeit, Aufwühlbarkeit, Innigkeit und Tiefe paaren. Auch die reibungslose Umweltverbundenheit des Praktikers, seine Problemlosigkeit, die zugleich Traditionsgesetztheit und Gemüts schwere bedeuten kann — die wir ohne weiteres keinem Volkscharakter zuschreiben können —, haben ihren Wert und Unwert. Hier soll noch beifügt werden, daß diese Werte vielfach erkauft werden mit einer Einbuße an grundsätzlicher Strenge und Folgerichtigkeit, dies ebenso wie an innerer Gegensätzlichkeit, an besonderem Grad des seelischen Ausschlags nach oben und unten, eben an Erlebnis von Tiefe und Unbedingtheit.

Würde man lernen, das religiöse Auffassen und Verarbeiten ebenso wie das Verhalten und Haben, kurzum den „Stil“, die Spielart religiöser Eigenart als solche zu werten, so würde das dem gegenseitigen Verstehen, der Wertschätzung und Achtung voreinander sehr förderlich sein. Wenn auch im christlichen Bereich der Ausgleich angestrebt werden soll, Erlebnis und Tat in gleicher Weise geschätzt und gepflegt werden sollen, so bleibt dennoch die Grenze in der einen oder anderen Weise erhalten, was offensichtlich vom Schöpfer gutgeheißen und beabsichtigt ist.

Pascals Wiederkehr

Von O. M. VON NOSTITZ

Die großen Geister der Menschheit sind den Nachfolgenden nicht immer gleich nahe. Es gibt Zeiten, in denen nur die Hülle ihres Nachruhms ihr Fernsein verdeckt. Wenn ihr Werk selbst dann noch bei einzelnen Wahlverwandten einen Widerhall weckt, so scheinen sie doch für immer aus dem großen Dialog ausgeschaltet zu sein, den die Gegenwart mit einer Vergangenheit führt, die sie trägt. Aber sie sind in Wahrheit auch in solchen Zeiten nicht tot oder „zurückgeblieben“, sondern nur verborgene Wanderer, die plötzlich an einer neuen Wegkreuzung wieder mitten unter den Lebenden stehen und von ihnen als Gefährten erkannt werden. Mit Blaise Pascal scheint sich gegenwärtig eine solche Wiederbegegnung anzubahn, wie sie